Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Diese Nummer kostet auf allen Bahnhöfen und bei den Zeitungs-Verkäufern 10 Pf.

Redaktion und Expedition: 153 Fernsprecher 222 Johannisgasse 8.

Filialexpeditionen: Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3 (Fernspr. Nr. 4046), L. Lösche, Katharinenstraße 14 (Fernsprecher Nr. 2935) u. Königsplatz 7 (Fernsprecher Nr. 7505).

Haupt-Filiale Dresden: Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 4603).

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.

Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, nach den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.

Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.

Annahmeschluß für Anzeigen: Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr. Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 463. **Sonnabend** den 10. September 1904. **98. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Die gestern im Ministerium des Innern zu Dresden abgehaltene Konferenz über Einführung von Notstandstarifen ist ergebnislos verlaufen. (Siehe Deutsches Reich.)

* Die „Natl. Korr." kann auf Grund von Mitteilungen aus bester Quelle versichern, daß weder Oberpräsident Wentzel den Ministerposten des Herrn v. Hammerstein erstrebt, noch, daß die leitenden Stellen daran gedacht haben, ihn ins Ministerium zu berufen.

* Oberhofmeister Freiherr v. Mirbach hat sich bis Mitte Oktober auf Urlaub begeben, und zwar zunächst nach dem Harz.

* Die Ausfahrt des russischen Ostseegeschwaders nach Ostasien wird wieder einmal angekündigt und zwar für heute.

Wer stürzte Mirbach?

In dem letzten Stadium der leidigen Mirbach-Angelegenheit ermahnt eine augenscheinlich inspirierte Notiz der „Münchener Allgemeinen Zeitung" die streitenden Parteien zu einem Waffenstillstand mit der Motivierung, daß der Kaiser binnen kurzem seine Entscheidung treffen werde. Dies geschah denn auch wenige Tage später und die allerhöchste Entscheidung erfreute sich bei dem größten Teil der Presse einer fast uneingeschränkten Zustimmung. Daß Freiherr v. Mirbach Titel und Charge eines Oberhofmeisters behielt, konnte auch denjenigen begreiflich erscheinen, die seine Tätigkeit bekämpft hatten und der Ansicht waren, daß seine allzu weitherzige Auffassung des Begriffes „Wohltätigkeit" dem monarchischen Gedanken geschadet und daß Herr v. Mirbach die Kaiserin schlecht beraten habe. Mit vollem Recht wies vor wenigen Tagen der Kaiser darauf hin, wie volkstümlich seine Gemahlin durch die schlichte Anmut ihres Wesens geworden sei. Wer die Bedeutung einer solchen echten Beliebtheit zu schätzen weiß, mußte sich gegen den Mann wenden, der den Wert dieses kostbaren Gutes so wenig zu würdigen vermochte.

Wir glauben, alle patriotischen und vor allem alle royalistisch gesinnten Kreise würden die Entscheidung, die der Kaiser traf, als durchaus gerechtfertigt anerkennen und auch das nachsichtige Wohlwollen empfinden, mit welchem Herr v. Mirbach trotz alledem über die peinliche Situation hinweggeführt wurde. Allein dem ist nicht so. Seit einigen Tagen wird Graf Bülow im „Reichsboten", sowie in anderen Blättern, die bei jeder passenden und auch bei dieser unpassenden Gelegenheit das evangelische Bewußtsein betonen, mit einer Vehemenz angegriffen, die um der Gerechtigkeit willen doch zu einer klärenden Korrektur nötigt. Wir möchten dem Kanzler gegenüber durchaus objektiv sein und deswegen muß erstens gesagt werden, daß Graf Bülow sich ein Verdienst erworben hätte, wenn die Entscheidung des Kaisers im Falle Mirbach auf ihn zurückzuführen wäre, zweitens aber, daß diese Entscheidung keineswegs auf den Kanzler zurückgeführt werden darf, daß er sich dieses Verdienst nicht erworben hat und daß die Angriffe seiner Gegner sich an eine ganz andere Adresse richten sollten.

Wer da glaubt, Graf Bülow habe Herrn v. Mirbach gestürzt — ein Wort, das allzusehr an weltgeschichtliche Tragödien erinnert, während es sich doch hier nur um die Desavouierung eines Hofbeamten handelt — der zeigt nur, daß er über die Struktur des preußischen Staates sehr schlecht unterrichtet ist. Graf Bülow konnte Herrn v. Mirbach überhaupt nicht stürzen. Das hätte selbst Hohenlohe nicht gekonnt, der doch nach dem Range des fürstlichen Hauses Hohenlohe den Majestäten in ganz anderer Stellung gegenüberstand, als der gegrafte Herr v. Bülow. In solchen Kämpfen bleibt immer derjenige Sieger, der das Ohr der „Herrschaften" hat. Die trefflichsten Chancen aber hat nicht derjenige, der das Ohr des Herrn, sondern das der Herrin besitzt. Nicht jeden Monarchen zeichnet die „großartige Sachlichkeit" aus, die Fürst Bismarck an Wilhelm dem Ersten rühmte und doch wissen wir, welche Kämpfe der märkische Gigant, der mit der grollend geballten Faust die Türklinke im königlichen Schlosse abriß, mit dem Einfluß des „Feuerkopfes" Augusta zu bestehen hatte. Graf Bülow ist anders geartet, als Bismarck es war. Er hat von jeher in allen den Hof und die Armee betreffenden Angelegenheiten eine Reserve beobachtet, die man gewiß an maßgebender Stelle im Rückblick auf die unbequeme Ubiquität der Einwirkung Bismarcks als besonders diskret und taktvoll empfunden und anerkannt hat. Die Berechtigung dieser Haltung den Militärfragen gegenüber sei heute nicht erörtert. Diese Grundfrage des konstitutionellen Lebens wird bei der parlamentarischen Besprechung der Kabinettsordre über den Bilse-Prozeß noch zur Diskussion gelangen. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß Graf Bülow schwerlich den Impuls zu der kaiserlichen Entschließung gegeben hat. Der Kanzler hätte auch seinen Ruf als feiner Diplomat schlecht bewährt, wenn er sich in dieser Angelegenheit stürmisch exponiert hätte. Wußte er doch seit dem Briefe des Herzogs Ernst Günther ganz genau, daß die Stellung des Herrn von Mirbach auf die Dauer nicht haltbar sein würde. Das Leben bettet die im Purpur Geborenen allzu weich, als daß sie denjenigen, der ihnen — vielleicht in guter Absicht — schwere Unbequemlichkeiten verursacht, sehr lange schätzen und schützen sollten. „Die Schlacht bei St. Quentin ist längst verwirkt, ich werf' ihr zu den Toten!" So oder ähnlich lautet die stille Erwägung der Mächtigen. Außerdem war die Mißstimmung gegen Herrn von Mirbach in Hofkreisen seit Jahren stetig im Wachsen. Es ist jetzt ungefähr zehn Jahre her, daß der damalige Oberstkämmerer Christian Kraft, Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, die Frage ernstlich in Erwägung zog, ob das Verhalten des Herrn von Mirbach in seiner Kollektentätigkeit nicht zum Einschreiten Anlaß gebe. Seit dieser Zeit ist der Oberhofmeister unbeirrt bei seiner Methode verblieben, und augenscheinlich mußten seine Gegner sich auf Mißbilligungsäußerungen unter vier Augen beschränken. Immerhin schwoll die Mißstimmung höher und höher an, und angesichts der immer neuen Enthüllungen fing man denn auch in den oberen Schichten der Gesellschaft an, sich nicht mehr zu genieren. Herren, die zum kaiserlichen Gefolge gehörten, äußerten sich während der Kieler Woche mit einem in diesen Kreisen sonst nicht üblichen sans gêne und ohne daß vorher ihre Zuhörerschaft auf Diskretion hin gesieht worden wäre. Unter diesen Umständen war es denn kein Wunder, daß Fürst Solms-Baruth, der jetzige Oberstkämmerer und mithin der oberste Chef Mirbachs, an Seine Majestät nicht gerade günstig berichtete. Er reichte dem Kaiser ein dickes Faszikel ein, in welchem die nach Hunderten zählenden Belege der Angriffe gegen Herrn von Mirbach mit großer Sorgfalt gesammelt waren. Der Kaiser, der wohl doch nicht geahnt haben mochte, in welchem Grade die Angelegenheit die weitesten Kreise erregt hatte, soll damals gesagt haben, dies sei eine Anklageschrift, es fehle die Verteidigung. Indessen ist es dem Fürsten Solms, der keine rein dekorative Figur, sondern eine durchaus ernst zu nehmende Persönlichkeit ist, eben doch gelungen, den Kaiser von der Begründung der Anklage zu überzeugen, während es Herrn von Mirbach naturgemäß nicht möglich war, die gegen ihn gerichteten Anklagen zu entkräften. Nachdem ein Mann, wie Fürst Solms, die öffentliche Kritik gewissermaßen sanktioniert hatte, mußte der Monarch die lächerliche Fiktion, die bösen Liberalen hätten eine Hetze gegen eine erprobte Stütze von Thron und Altar inszeniert, in ihrer ganzen Nichtigkeit durchschauen.

Das ist die überaus einfache Genesis der Mirbachschen Verabschiedung. Unserer Auffassung nach hat sich ihr intellektueller Autor ein erhebliches Verdienst um die Krone und damit um das gesamte vaterländische Leben erworben. Dieses Verdienst kann und wird Graf Bülow nicht beanspruchen, deshalb sollten die sonderbarerweise in ihrem evangelischen Bewußtsein gekränkten Blätter ihre Angriffe gegen den Kanzler einstellen.

Muß aber durchaus mit philologischer Akribie nachgewiesen werden, auf welche Faktoren der Sturz des Herrn von Mirbach zurückzuführen ist, so wollen wir doch Herrn von Hammerstein nicht vergessen. Wenn Herr von Hammerstein dem Parlament in würdiger Offenheit bekannt hätte, welchen Anteil er selbst an der Sammeltätigkeit des Herrn von Mirbach hatte, so wäre der Oberhofmeister dem vernichtenden Feuer der gesamten Presse nicht allein ausgesetzt gewesen. Herr von Hammerstein war dem Parlament gegenüber verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen. Statt dessen verschwieg er, was er nicht verschweigen durfte. Es lag nicht etwa eine Situation vor, in der der Minister mit Rücksicht auf gewichtige Staatsinteressen dem Parlament die Wahrheit nicht sagen konnte, wie dies in internationalen Komplikationen bisweilen der Fall ist. Herr von Hammerstein wollte nur Zeit gewinnen, um sich darüber zu vergewissern, welches die Allerhöchste Auffassung sein werde. Niemand kann mit dieser Art von Ehrfurcht weniger einverstanden sein, als der Kaiser selbst. Niemand wird das Verhalten des Ministers dem Parlament gegenüber schärfer mißbilligen als gerade der Monarch, der sich erst vor kurzem unzweideutig zu einer konstitutionellen Staatsauffassung bekannt hat. Herr von Hammerstein hat augenscheinlich geglaubt, die Staatsraison entbinde auch den Gentleman von der Pflicht, Herrn von Mirbach, dessen Vorgehen von der ersten Phase an seine Billigung gefunden hatte, nicht im Stich zu lassen. Er glaubte augenscheinlich, der preußische Staat könne ihn nicht entbehren und so opferte er — blutenden Herzens vermutlich — den Oberhofmeister den höheren Interessen der Gesamtheit. Dies Verhalten war aber — abgesehen von allen anderen ethischen Momenten — ganz sicher ein schwerer Fehler, denn wenn er dem Parlament offen erklärt hätte, er habe es für sein Recht und für seine Pflicht gehalten, die Aktion des Oberhofmeisters zu unterstützen, so hätte ihm die Rechte zugejubelt, der Zorn der Linken würde ihm kein Härchen gekrümmt haben und er brauchte jetzt nicht lange Verteidigungsreden im „Lok.-Anz." zu halten, die doch schließlich nur bestätigen, was wir gesagt haben. Und so muß man freilich bei dem Dahinsinken aller dieser hochragenden Persönlichkeiten schließlich sich doch zu dem Dichterworte bekennen: „Ajax fiel durch Ajax Kraft".

Der Fall Hammerstein.

Freiherr v. Hammerstein, der erst vor kurzem hatte erklären lassen, er werde auf unsere Aufdeckung seiner Mitarbeit an der Mirbachschen Sammeltätigkeit nicht vor Zusammentritt der Parlamente antworten, hat sich eines anderen besonnen. Im kleinen Reichsanzeiger August Scherls läßt sich der preußische Minister des Innern in Form eines Interviewes vernehmen. Der Korrespondent des „Lok.-Anz." berichtet aus Steinhorst, dem Hammersteinschen Landsitze, unterm 9. September:

Herr von Hammerstein empfing mich in durchaus behaglicher Stimmung, freundlich lächelnd, mit folgenden heiteren Worten: „Nicht wahr, Sie wollen wissen, was mit mir los ist? ... Ich denke gar nicht daran, meinen Abschied zu nehmen, und zwar deshalb nicht, weil nicht der geringste Grund dazu vorliegt. Dieses Gerücht wird jedes Jahr mit aller Pünktlichkeit von meinen Freunden in die Welt gesetzt." — Als ich nunmehr auf die Kombinationen hinwies, die seinen Rücktritt mit dem des Freiherrn von Mirbach in unsichtlichen Zusammenhang bringen, klärte mich der Minister in interessanter Weise über seine Passivität bei der amtlichen Sammeltätigkeit — wenn man so sagen darf — sowie über die Berechtigung seiner Erklärung im Abgeordnetenhause auf. Herr von Hammerstein hat tatsächlich nichts davon gewußt, daß Freiherr von Mirbach an die Oberpräsidenten geschrieben habe; dies war vielmehr ein selbständiger Akt des Oberhofmeisters. Nachdem dann ein besonderes zweites Comité in Berlin entstanden war, dem so ziemlich alles angehörte, was zur Gesellschaft gehört, an der Spitze der Reichskanzler, sowie fast sämtliche Minister, unter ihnen auch Herr v. Hammerstein, außerdem die Oberpräsidenten, erhielt Minister v. Hammerstein vom Freiherrn v. Mirbach gedruckte Aufrufe mit der Bitte, sie in seinen Kreisen zu verbreiten. Diese Drucksachen hat der Minister ohne Anregung des Herrn von Mirbach an die Oberpräsidenten in ihrer Eigenschaft als Komiteemitglieder mit dem Anheimgeben geschickt, sie in Zeitungen zu publizieren. In dieser Maßnahme rein privater Natur dokumentierte sich lediglich das Interesse des Ministers an der Sache selbst. Wie wenig hieraus ein angeblich von Mirbach inspirierter Mißbrauch der Amtsstellung konstruiert werden kann — und das ist häufig behauptet worden (darum handelt es sich hier garnicht, sondern um das Verhalten im Parlament und Herrn v. Mirbach gegenüber. Red. d. „L. T.") — geht daraus am deutlichsten davor, daß Herr v. Mirbach absolut gegen eine Publizierung in Zeitungen war und vielmehr die privaten Sammlungen vorzog. Als ihm einmal aus einer Provinz die beabsichtigte Veranstaltung einer öffentlichen Sammlung bekannt wurde, verhinderte er durch direkte Schreiben an die Oberpräsidenten weitere Veröffentlichungen, ohne zu wissen, daß der Minister durch seine vorerwähnte Anheimgabe eine private Anregung dazu gegeben hatte. Von diesen Briefen Mirbachs wußte aber der Minister nichts. Infolgedessen ist erklärlich daß er im Abgeordnetenhause eine erschöpfende Antwort nicht geben konnte. Andererseits steht fest, daß seine provisorische Antwort völlig korrekt war. Als Herr von Hammerstein sagte, er werde späterhin, wenn er die Akten studiert habe, Auskunft geben, konnte er in der Tat erst 3—4 Oberpräsidialberichte. Er war eben mit der Durchsicht der Akten noch nicht fertig. Die Einforderung der Berichte der Oberpräsidenten ist aber nur erfolgt, weil für den Kaiser ein Bericht zusammengestellt werden mußte. Die Interpellation

Feuilleton.

9]

„Durchgerungen."

Roman von Josephine Siebe.

Nachdruck verboten.

Aber noch ehe die beiden Alten den Ausgang erreicht hatten, waren Elisabeth und ihr Begleiter verschwunden, das Mädchen wunderte sich etwas über die Hast, mit der der junge Mann hinausstrebte, und dann ging sie an seiner Seite durch die Straßen und fand, er habe Aehnlichkeit mit Tannhäuser, ach, und sie konnte die Liebe der Landgrafentochter so gut verstehen.

„Ganz gewiß, Riekchen, es war unser Wolfgang", sagte Sebastian Müller etliche Male auf dem Heimwege, und die beiden Alten sprachen sehr viel von dem Enkelsohn, während Willibald Herzog und Fräulein Malchen ziemlich schweigsam waren. Als man endlich wieder in Gohlis angelangt war, ging jeder nach herzlichem Abschied in seine Wohnung, jeder legte sich mit einem dankbaren Gefühl über den schönen Abend zur Ruhe nieder.

Achtes Kapitel.

„Und so sind denn Deine Mutter und ich übereingekommen, liebe Tochter, daß es besser ist. Du verlebst Deine Ferien in Leipzig und widmest diese so viel wie möglich Deiner Arbeit. Du wirst dort ja durch nichts abgelenkt und kannst mehr lernen wie hier."

Elisabeth Eckardt ließ den Brief des Vaters sinken und sah hinaus, es war einer jener hellen Märztage, die schon das Zeichen des Frühlings an der Stirn tragen, die Luft, die durch das offene Fenster in das kleine Zimmer wehte, war milde, und über den grauen Dächern hing der Himmel im reinsten Blau.

„Du wirst dort ja durch nichts abgelenkt", schrieb der Vater, und das Mädchen warf einen halb trotzigen, halb scheuen Blick nach einem anderen Briefe, den sie soeben mit dem väterlichen Schreiben erhalten hatte, das weiße Couvert zeigte ihre Adresse, von kühner, männlicher Hand geschrieben, und enthielt weiter nichts, als einen kleinen, roten Zettel. Ein Billett zu einem am nächsten Tage stattfindenden Konzert, das trotz der vorgerückten Saison großes Interesse in Musikkreisen erregte, da ein bedeutender auswärtiger Dirigent es leitete. Als Solist aber trat Wolfgang Stritt auf, und es war das erste selbstständige Auftreten des jungen Künstlers. Er war es, der ihr das Billett sandte, Elisabeth wußte es, wenn auch sein Name fehlte.

„Nicht annehmen", das war ihr erster Gedanke gewesen, sie wollte es ihm zurückschicken, wollte ihm dadurch zeigen, daß seine Huldigungen ihr nicht angenehm waren.

Und doch — sie zögerte, sie nahm den roten Zettel wieder in die Hand, dann beschloß sie, ihn erst am Abend zurückzuschicken.

Und der Abend kam, und noch immer lag das Couvert mit dem Billett auf Elisabeths Tische, sie wollte nicht hingehen, nein, sicher nicht, aber sie fand es auch überflüssig, das Billett zurückzuschicken, es konnte ja liegen, der Platz unbesetzt bleiben.

In die unruhigen Träume dieser Nacht klang immer wieder das sehnsüchtige, wilde Spiel Wolfgang Stritts, das Elisabeth nur einmal gehört, und das sich doch so unvergeßlich in ihre Seele geprägt, und sie fühlte eine brennende Sehnsucht, es wieder zu hören.

War es denn nicht töricht von ihr, diese feige Angst, was konnte ihr denn geschehen, wenn sie ging?

Bekamen denn nicht viele ihrer Studiengenossinnen Billetts geschenkt, und niemand fand etwas dabei, würde Irene Amende sie nicht auslachen, wenn sie von ihrem Zögern wüßte?

Sie lachte sich selber aus, und dann wieder sagte sie ganz laut zu sich: „Nein, nein", und faßte den Entschluß, der Versuchung zu widerstehen.

Am nächsten Morgen übte sie nur mechanisch, so sehr sie sich auch mühte, immer wieder mußte sie auf das weiße Couvert sehen, das noch auf dem Tische lag, und es war ihr, als leuchte ihr daraus der rote Zettel entgegen, bis sie aufstand und das Couvert in ein Buch legte; „da lieg", sagte sie trotzig, „ich gehe doch nicht!"

Und sie ging dennoch. — Ging mit klopfendem Herzen, voll heimlichen Zagens und heimlicher Lust.

Als sie zum Fortgehen bereit war, kam sie sich plötzlich so einfach, so häßlich in ihrem schlichten, dunklen Kleide vor, so gar nicht festlich. Sie sah nach der Uhr, noch war es Zeit, und rasch nahm sie ihr weißes Kleid aus dem Schranke, — sollte sie es anziehen? — Sie zögerte. — Sie errötete vor sich selbst, vor dem dummen Gedanken, daß sie ihm gefallen wollte, sich für ihn schmücken an seinem Ehrentage.

„Nein, nein", sagte sie sich, und schon nestelten ihre Finger die Haken des dunklen Kleides auf und wenige Minuten später eilte sie fort, in festliches Weiß gehüllt. Auf der Treppe begegnete ihr Vera Stroganow: „Nun, wohin so eilig, und warum so geschmückt?" rief die Russin, als sie das helle Gewand unter dem dunklen Mantel hervorleuchten sah.

„Ins Konzert", stammelte Elisabeth, während ihr glühende Röte das Gesicht überflog, und sie lief schnell davon, damit die andere nicht weiter fragen sollte.

Die Aerztin sah ihr nach, „also auch du, mein Kind", sagte sie, und es war ein bitteres Lächeln, das um ihren Mund lag.

Elisabeth hörte die ersten Vorträge kaum, sie sah gar nicht um sich, sie fühlte sich völlig allein in dem ziemlich stark gefüllten Saale, der sogenannten Alberthalle.

Still und blaß, die Hände krampfhaft ineinandergeschlungen, saß sie und wartete, bis er kam, und als er eintrat, fühlte sie, wie sie erglühte, sah, wie seine Augen sie suchten und seine Blicke sie grüßten, sie, sie allein unter den vielen, vielen Menschen.

Dann spielte Wolfgang Stritt. —

Im Laufe des Winters hatte Elisabeth schon größere Künstler gehört, aber keiner hatte so zu ihrer Seele gesprochen, hatte so ihr innerstes Fühlen erregt, wie dieser schlanke, schwarze Mann.

Das Mädchen fühlte, er sprach zu ihr, und sie war stolz darauf. Es war eine Sprache voll glühender Leiden-